Weiberlaunen.

John Ritsch Esq. erläutert an einem Beispiel, wie schwer Frauen zufrieden zu stellen sind.

Mister Editer!

Weibsleit kann mer es äbsoluti unner gar keene Sirkumstänzes recht mache. Mer kann trete so hart mer will, pliese kann mer sie doch net.

Also mer hawwe feinelli sukfiedet, e Haus ze finne, drei Stories un Bäsment, Braunstonfront mit so erer große Stupp, wo um die Eck erum geht un wo eigentlich besser for des Heidelberger Schloß wie for e finfezwanzich Fuß Front Haus passe thät. Mer könne awwer noch nit enei in des neie Haus, weil es uffgefixt un gedekoräted wern muß äkording zu der Alti ihrem Tähst. Un aus'm annere Haus hawwe mer eraus gemüßt, weil die Lies ausgerönnt un nit erneuert war un die Alti Rohtiß gewwe hot, daß Wir quitte thäte, bevor Wir was Anneres gehatt hawwe.

Konsequentli sein, wie Ich schun letzte Woch dem Mister Editer geschriwwe hen (Ich loß en aach schön grüße, Mister Editer) unser Förnitscher im kalte Storädschhaus, die Alti un die Maud gehe uff e Paar Täg zu der Misses Meyer an der Eck un dann uff e Paar Täg zu Meiner Tochter Lisbeth drüwwe in New Jersey. (Mei Schwiegersohn, der Aloysl, hot e Sauglück. Hoffentlich thut er's apprischiäte, die Alti so viel dort ze hawwe.)

Was Mich betrefft, laß Ich Mir Mei Mail in des Hotel Sänkt Rödschis schicke. Schlofe thu Ich in eme Folding-Bett im Tschalli seim Pallor. (Wann Sie was vun eme mistrioß Disappiering vun Mir hörn, tende Sie derzu, daß in dem Folding-Bett nach Mir gesörscht werd.)

Des hot awwer nir mit der Railroad ze thun un es is nit, wo Ich deswegeheint an Ihneschreibe thu. Sonnern im Gegethil, des heißt nämlich, wie gesagt, vun wege die Weibsleit, wo so hart ze pliese sein un in Partikteller wege der Alti.

Also denke Sie blos emol, Mister Editer: Gestern segt die Alti, Ich soll emol higehn in des neie Haus un soll derzu tende, daß die Papierhänger, wo jetz da schaffe thun, vom Fleck kimme un was vorwärts bringe, weil, wann mer nit selber derbei is, uff so Leit nie kee Verloß wär, un Ich sag „all right" un „schur" un Ich thu es aach un Ich geh werklich hi un unnerwegs begegne Ich dem Knödlsepp un der frägt „Wo gehst De dann hi?" un Ich sag, „Ha, wo werd Ich higehn, Du Kameel? In's neie Haus geh Ich, die Papierhängers watsche, weil sie sunscht nit schaffe, wann mer nit selber derbei is un derzu tendethut" un der Knödhsepp hot gesogt „Oh, dodrum? Aha" un dann hen Ich ihm gesagt, er sollt doch mit gehn un Mir e Bißle Gesellschaft leiste un des hot er aach gethan un dann is Mir eigefalle, es wär e gute Eidie, e Deck Karte mit ze nemme, for sich die Zeit ze vertreibe, während daß mer derzu tende thut, daß die Leit schaffe un was vor sich bringe un mer hawwe des Deck Karte gekaaft un wie Wir dann in des Haus gekimme sein, da hawwe Wir gesehe, daß die Papierhänger sehr fleißig schaffe un Alles all riaht war, un da sein Wir awwer doch nit fort, dann wann Ich emol was übernomme, da tend Ich aach derzu, konsequentli hen mer, Ich un der Knödlsepp, Uns uff zwee alte Kitschen-Tschärs, wo noch vun die annere Leit da war'n, gesotze, un hawwe agefange en zweehändige Skat (Sie wisse schun, Mister Editer, des is mit dem „Blinde Mann, wo nix guckt") ze spiele un mer hawwe ein vun de Papierhängers fortgeschickt, for Bier un Schnapps ze hole un Gläser derzu ze pumpe un die Bretter, wo die Papierhänger uff Böck gelegt hawwe, for des Papier mit Bapp azestreiche, is händi ereigekimme als Cardtäbel un aach for die Gläsies druff ze stelle un wie dann Ich un der Knödlsepp Skat spiele mit'm Blinde Mann, wo nix guckt un die Papierhängers gucke zu, da päßt Eener dervo e Rimark, wo derbei mer hot nohtisse könne, daß der Mann Skat spielt un mer hawwe ihn offkohrs inweited, e Paar Runde mit ze spiele un dann is es ausgetörnt, daß der annere Papierhänger des Spiel aach kennt un mer hawwe zu viert gespielt un der dritte Papierhänger hot als Kibitz zugeguckt un der vierte Papierhänger hot ze hoßle gehott, Uns immer wieder Bier ze hole (un aach zwische dorch als emol e Schnäppsle) un es war werklich ganz gemüthlich, wenn aach die Stühl e Bißle hart warn, un Ich eigentlich lieber beim Tschalli gesotze hätt, weil mer da doch mehr sein Komfort hot, awwer Mister Editer, wann mer was übernemmt, da muß mer aach derzu tende, un Ich hen es der Alti versproche gehott, also sein Mir, Ich un der Knödlsepp da gebliwwe un hawwe als weiter gespielt, bis es schun beinah dunkel geworn is un dann, wie Ich grad die letzte drei Runde asag, kimmt die Alti erei un denke Sie blos, Mister Editer: Jetz war ihr des aach nit Recht!

Jetz möcht Ich blos wisse, Mister Editer, was e Mann eigentlich thun soll, for e Frau ze pliese! Un wo Ich noch derzu im Gewinne war!

No, Mister Editer, Alles, was Recht is, awwer Weibsleit sein üwwerhaupt net ze pliese!

Deswege geb Ich es uff un Ich kümmer Mich um gar nix mehr. Mehr hot ja doch keen Dank. Die Alti soll sich ihr Päperhängers un Plomers un Leit im neie Haus selber watsche! Des is Alles!

In diesem Sinne sein Ich einstweile so lang

Mit Rigards
Yours
John Ritsch Esq.

Chinesische Polizei.

Ein nettes Stückchen von der Pflichttreue und Ehrlichkeit eines chinesischen Polizeichefs erzählt P. Lemour in einem Missionsblatte. Während einer kurzen Abwesenheit des Missionars waren Spitzbuben in seine Wohnung eingedrungen und hatten so ziemlich alles, was es da Werthvolles an Hausgeräthen, Kirchengewändern u. s. w. gab, mitgehen heißen. Der Polizeichef gab sich die erdenklichste Mühe, die Diebe aufzuspüren, aber vergebens. Schließlich fiel der Verdacht auf einen neugeworbenen Diener des Missionars. Um den Beweis seiner Unschuld zu erbringen, beschloß der Diener, selbst Polizei zu spielen und den Dieb ausfindig zu machen. Ein Zufall half ihm auf den rechten Weg. Es waren nämlich seinem Herrn unter anderem auch eine Anzahl kostbare, eigenartig bunte Theetassen gestohlen worden, der Dieb hatte aber merkwürdigerweise die Untertschalen zurückgelassen. Der freiwillige Detektiv suchte nun alle Geschirrläden der Stadt ab und fand denn auch in einem Tassen, die den gestohlenen überraschend glichen. Der Händler forderte einen recht geringen Preis dafür, er habe sie selbst kürzlich wohlfeil erstanden, und der vorgebliche Käufer versprach, sie zu kaufen, falls die Untertassen, die er zufällig zu Hause noch habe, ungefähr zu den Tassenköpfen passen würden. Die Schalen wurden herbeigeholt und paßten genau. „Die Tassen sind dem Missionar gestohlen," sprach nun der Käufer, „nennt mir den Dieb oder kommt mit zum Richter." Entsetzt nannte der Verkäufer den Namen des — hohen Polizeichefs. Eine Haussuchung bei dem „Wächter der Sicherheit" förderte den Zeremonienhut des Paters zutage, und der „Hüter" der Gerechtigkeit wurde nunmehr dingfest gemacht. Die Kirchengewänder fanden sich allmählich von selbst, in Form von Seidenhöschen, Puppenkleidern, einem Röckchen u. s. w. auf der Straße ein. Der brave Polizeichef hatte alles verkauft.

Schuldscheine auf Leder.

Zu den Ueberraschungen, die der Wüstensand Egyptens immer wieder spendet, gehören auch drei griechische Urkunden, die nicht auf Papyrus geschrieben sind, sondern auf einem viel dauerhafteren Material, auf Leder. Zuerst schenkte man den weißlichen Lederstücken, die einem Fellachen zu Gebelein in Ober-Egypten abgekauft waren, wenig Beachtung, bis ein österreichischer Gelehrter sie im Museum zu Gizeh sah und Schriftzüge auf ihnen bemerkte. Sie stammen ohne Zweifel aus Nubien, sind aus dem sechsten nachchristlichen Jahrhundert und geben uns Kunde von dem Volksstamme der Blemyer und dem Hofstaate seiner Häuptlinge. Die eine beginnt so: „Ich Argon, Sohn des Laize, Silberarbeiter, habe von Dir, Noiamek, in ziemlich schwerem Kleingelde Goldstücke 11, sage elf, und nicht mehr erhalten, und werde dir diese geben, wann du es wollen wirst," ist also ein richtiger Schuldschein, für den ja das dauerhafte weiße Gazellenleder besonders geeignet erscheint. Auch eine koptische Urkunde, auf Krokodilleder geschrieben, ist kürzlich bekannt geworden. Uebrigens war das Leder als Schreibmaterial schon im ältesten Egypten durchaus nicht unbekannt, wie denn in der Bauinschrift des uralten Tempels zu Denderah ein Plan dieses Gebäudes auf Thierhaut gezeichnet erwähnt wird und wie König Thutmosis der Dritte, um 1500 v. Chr., die Nachricht von seinem großen Siege über die Syrer bei Megiddo auf eine Lederrolle im Tempel des Ammon verewigen ließ.

Ein neues Spiel.

Der kleine Willy: „Was wollen wir jetzt spielen, Fritz?"

Der kleine Fritz: „Willy, du legst dich auf die Erde und bist das Piano, und ich schlage und trete drauf herum!"

Vom berühmten Buchholtz.

„Da kennen Sie Buchholtzen schlecht," verehrter Leser, wenn Sie nicht wissen, daß er vor nun gerade zweihundert Jahren, am 5. April 1706, in dem Dörfchen Groß-Welle bei Perleberg in der Priegnitz als Sohn eines Pastors geboren wurde.

Auch der junge Buchholtz sollte des Vaters Beruf ergreifen und in den geistlichen Stand eintreten, a ber ehe dieser Plan zur Ausführung kam, griff die Werbehand des Soldatenkönigs in das Leben des angehenden Theologen ein und steckte den „langen Kerl" in den Soldatenrock. In welcher Weise in damaliger Zeit junge Leute unfreiwillig zum Militär herangezogen wurden, dafür liefert ein in der Familie der Nachkommen aufbewahrter Brief eines Obersten G. W. von Borck ein bemerkenswerthes Zeugniß. Der in dem schwerfälligen, zum Theil unverständlichen Stil jener Zeit gehaltene Brief, den der Pastor Buchholtz zu Groß-Welle von dem Kommandeur des Infanterie-Regiments von Goltz in Wittstock erhielt, lautet in neuer Orthographie und moderner Ausdrucksweise folgendermaßen:

„Wohlehrwürdiger, hochgeehrter Herr Pastor. Es ist mir vor etwa acht Wochen von einem fremden Offizier mitgetheilt worden, daß Ew. Wohlehrwürden einen Sohn haben, der von einer ziemlichen Länge und noch jung sei, in Güstrow studire und sehr gut zum Kriegsdienst zu gebrauchen wäre. Ich habe aber darauf dazumal nicht viel geachtet. Nun schreibt mir aber derselbe vor ungefähr vier Tagen wieder, ob ich mir meines hochgeehrten Pastors Sohn, den er erwähnte, für S. Königl. Majestät schon ausgebeten hätte, und wenn es noch nicht geschehen, so wolle er jetzt darum bitten. Deshalb will ich Ihnen, hochgeehrter Herr Pastor, wenn ich auch nicht die Ehre habe, Sie zu kennen, einen guten Vorschlag machen, dabei aber ersuchen, gleich dem Ueberbringer dieses eine bestimmte Erklärung zu geben.

Ich erbiete mich also, sobald Sie, mein hochgeehrter Herr Pastor, Ihren Sohn hierherkommen lassen, ihn sogleich zum Sergeanten zu machen. Da dies der nächste Grad zum Offizier ist, hat er nicht nöthig, täglich unter Gewehr zu liegen, steht vielmehr unter Kriegerstand und wird von mir so behandelt werden, als wenn es mein Verwandter wäre. Sollte sich aber mein hochgeehrter Herr Pastor hierzu nicht verstehen wollen, so muß ich Ihren Sohn bei Sr. Königl. Majestät mir ausbitten, ehe ein anderer mir zuvorkommt. Doch kann ich ihn dann nicht als Unteroffizier einstellen, sondern nur als Gemeinen, kann und werde alsdann auch nicht verhindern, daß er nicht jeder Zeit Musketier bleiben darf, weil er von einer ziemlichen Länge ist.

Mein hochgeehrter Herr Pastor, überlegen Sie sich die Sache und schreiben Sie mir Ihre Meinung, damit ich mich in Wahrheit erzeigen kann als guter Helfer für Ihren Sohn.

In Erwartung einer bestimmten Antwort bin ich, wohlehrwürdiger, hochgeehrter Herr Pastor, Ihr dienstwilligster Diener. Wittstock, den 14. Dezember 1723. G. W. von Borck."

Das Schreiben war immerhin noch recht höflich und entsprach nicht der sonstigen weniger rücksichtsvollen Gewohnheit bei Einstellung langer Soldaten. Das rührte daher, weil Friedrich Wilhelm der Erste auf die Geistlichen seines Landes einige Rücksicht nahm und sogar bestimmt hatte, daß die Söhne der Geistlichen, die selber Theologie zu studiren begonnen hatten, von der Aushebung befreit sein sollten.

Und der junge Buchholtz war noch nicht „der Gottesgelahrtheit Hochschüler", sondern besuchte das „große Gymnasium" in Güstrow, wohin er nach Absolvirung der Schweriner Stadtschule gekommen war, um in etwa zwei Jahren die Universität zu besuchen. Das Schreiben des Obersten kam also zur rechten Zeit und verfehlte seine Wirkung nicht.

Der Pastor Buchholtz sah ein, daß er den Kürzeren ziehen würde, wenn er sich der Aufforderung widersetzte, und so schickte er denn schweren Herzens seinen Sohn nach Wittstock, wo dieser als Kantonist in das Regiment von Goltz eintrat.

Der Geworbene wurde bald selbst ein Werber, und mit zwanzig Jahren hatte er schon weite Reisen durch das ganze Deutsche Reich, ja bis nach Schweden gemacht und sich die Anerkennung seiner Vorgesetzten erworben. Bedeutungsvoll für Buchholtz wurde das Jahr 1732, in welchem Kronprinz Friedrich, der nachmalige große Preußenkönig, das Regiment von Goltz übernahm. Jetzt stand der Unteroffizier Buchholtz direkt unter dem Befehl des jungen Fürsten, der ihn in den nächsten Jahren wiederholt zu neuen Werbungen nach Oesterreich, nach Süddeutschland oder wieder nach Schweden aussandte. Der Kronprinz stand in dieser Zeit wiederholt in direktem brieflichem Verkehr mit dem Werbe-Unteroffizier Buchholtz, und noch heute sind eigenhändige Schreiben des jungen Fürsten vorhanden, in denen er sich als „Euer affektionirter Friedrich" unterzeichnete.

Nach achtzehnjähriger Dienstzeit wurde Buchholtz zum Feldwebel ernannt und machte mit seinem Regiment die Schlacht von Mollwitz mit, nach welcher er zum Premierleutnant befördert und in das 1. Bataillon Garde als der einzige bürgerliche Offizier dieses Truppentheils versetzt wurde.

Bis 1753 blieb er in dieser militärischen Ehrenstellung, dann trat eine große Wendung in seinem Leben ein, die mit dazu beitrug, daß sein Name der Nachwelt erhalten blieb. König Friedrich ernannte den treuen Waffengefährten zu seinem Hof-Etats-Rentmeister und überwies ihm einige Jahre später auch die Verwaltung des großen und kleinen Tresors. In diesen Stellungen wurde Buchholtz der beständige Rathgeber des Königs in allen Geldangelegenheiten und blieb bis zu Friedrichs Tode sein Vertrauter. Der König hatte die Redlichkeit seines Rentmeisters ebenso erkannt und zu würdigen gewußt wie dessen Sparsamkeit, und aus dem engen Verkehr zwischen beiden entstanden jene mündlich und schriftlich überlieferten Redewendungen, die Friedrich häufig mit Bezug auf seinen getreuen Verwalter gebrauchte, und die sich bis heute als „geflügelte Worte" erhalten haben.

„Da kennt Er Buchholtzen schlecht" — pflegte der König zu sagen, wenn sich jemand bezüglich einer Geldforderung zu großer Hoffnung hingab oder kurzerhand abgewiesen wurde. Wenn aber ein anderer alle seine Forderungen erhalten hatte, dann sagte der König: ‚Der hat auch gewußt, wo Buchholtz wohnt." Die am häufigsten vom König gebrauchte Redensart aber war die: „Dazu hat Buchholtz kein Geld." Mit dieser Aeußerung wurde der sparsame Rentmeister des großen Königs auch häufig von seinen Bekannten aufgezogen.

Buchholtz überlebte den von ihm hochverehrten König noch sieben Jahre, und als er am 2. December 1793 zu Berlin als 87jähriger starb, hinterließ er seiner Wittwe und seinen Kindern nur geringe Mittel. In dankbarer Anerkennung seiner dem Staat geleisteten Dienste wurde jedoch seinem ältesten Sohne die königliche Domäne Cossenblatt bei Beeskow in Erbpacht gegeben, die später der Familie als Besitz zufiel und nach dem Ableben des letzten Besitzers aus dieser Familie an einen Herrn von Tilly kam. Angehörige der Familie Buchholtz leben noch heute.

In Schloß Cossenblatt befanden sich auch — für die Familie Buchholtz doppelt interessant — die Bilder der „langen Kerle", die der Soldatenkönig, während er von der Gicht geplagt wurde, malte und welche die bekannte Unterschrift trugen: „In tormentis pinxit". Er hat sie unter Qualen gemalt.

Der brave, ehrliche Buchholtz hat seine interessanten Lebensschicksale bis zum Jahre 1789 selbst niedergeschrieben, aber bekannter und volksthümlicher haben ihn die lapidaren Aeußerungen gemacht, die der „alte Fritz" mit seinem Namen verband.

Ehemänner mit Gehalt.

Vor einiger Zeit wurde vor dem Londoner Gerichtshof ein Ehescheidungsprozeß verhandelt, in dessen Verlauf es sich herausstellte, daß der Gatte die Haushaltungspflichten besorgte, die sonst gewöhnlich zur Thätigkeit der Frau gehören, und daß er von seiner besseren Hälfte dafür einen wöchentlichen Lohn von zehn Schilling bekam.

Dieser Fall steht nicht vereinzelt da, denn erst vor einigen Jahren heirathete eine Dame in Hampshire ihren Diener, einen hübschen Menschen, der etwa zwanzig Jahre jünger als sie war, unter der Bedingung, er müsse wie früher, und zwar für seinen bisherigen Lohn, bei Tische aufwarten.

Mit vierundsiebzig Jahren verliebte sich eine schottische Dame in ihren Kutscher und bot diesem an, er solle sie heirathen. Er ging darauf ein, nahm aber, um von den Launen der alten Dame nicht ganz abhängig zu sein, den Antrag nur unter der Bedingung an, er müsse seinen Posten als Kutscher bei doppeltem Lohn beibehalten dürfen. Sie war damit einverstanden, und täglich bis zu ihrer Todesstunde, die sieben Jahre später eintrat, fuhr die Dame aus, während der Gatte auf dem Kutscherbock saß. Er hatte übrigens gar nicht so unklug gehandelt, denn bei dem Tode seiner Frau stellte es sich heraus, daß ihr ganzes Vermögen in einer Leibrente bestanden hatte, die mit ihrem Hinscheiden erlosch. Mit den angesammelten Ersparnissen indessen konnte er sich ein Geschäft kaufen und eine Frau heirathen, die besser für seine Stellung und seine Jahre paßte.

Ein ähnliches Gefühl der Unabhängigkeit beseelte auch einen jungen Londoner Kaufmann, auf den eine ältere Dame ihr Auge geworfen hatte, bei welcher er als Privatsekretär angestellt war. Er heirathete sie nur unter der Bedingung, daß sie ihn als Privatsekretär mit demselben Gehalt und mit jährlicher Zulage, wie er sie bisher erhalten hatte, behielt. Darauf ging die Dame ein, und die Ehe gestaltete sich äußerst harmonisch, denn wenn der Gatte auch pünktliche Bezahlung verlangte, so erfüllte er dafür seine Pflichten als Sekretär in musterhafter Weise.

Um das Andenken an ihren verstorbenen Gatten möglichst lange frisch zu erhalten, heirathete eine reiche Wittwe in Yorkshire einen Zigarrenhändler aus Leeds, der in Gestalt und Gesicht viel Aehnlichkeit mit ihrem ersten Manne hatte. Der Mann mußte die Kleidungsstücke des Seligen anziehen, ja sogar die Gewohnheiten seines Vorgängers möglichst annehmen. Es war also nicht zu viel bezahlt, wenn er für die Erfüllung dieser Marotte zwei Pfund Sterling wöchentlich erhielt.

Der Semmelkloß.

Professor Dusmeyer sitzt am Studirtisch und klebt eifrig Notizzettel in ein Buch. Er bedient sich hierzu gummirter Papierstreifen, die er mit einem Schwämmchen, das neben ihm auf einem Teller liegt, befeuchtet.

Plötzlich stürmt die Frau Professorin in's Zimmer. „Heinrich, schmeck mal meinen Semmelkloß ab!"

Der Herr Professor ergreift die ihm hingehaltene Gabel, sticht sich von dem Probekloß, den die Gattin ihm auf einem Tellerchen entgegenhält, ein Stück ab und führt dies mechanisch zum Munde.

„Nun, ist er „durch"?"

„Er berechtigt," versetzt der Herr Professor, „er berechtigt wenigstens zu den schönsten Hoffnungen."

Die Frau Professorin verschwindet. Bald darauf wird der Professor zum Essen gerufen. „Liebe Frau," sagt er, indem er sich am Tische niederläßt, „hoffentlich hast Du die Klöße noch weicher gekocht. Mein Lob war etwas verfrüht. Als ich den Rest des Kloßes aß, fand ich ihn doch noch recht zäh."

„Den Rest des Kloßes? Du hast ja blos eine Gabel voll davon bekommen?"

„Nun, Du hattest mir den Kloß doch auf den Tisch gestellt?"

„Heinrich!" Die Frau Professorin ist entsetzt aufgesprungen, sie läuft ins Studirzimmer und kommt eilends wieder zurück — „Heinrich, Du hast das Schwämmchen statt des Kloßes aufgegessen!"

„Hm, hm," sagt Professor Dusmeyer nachdenklich, „Gar nicht unmöglich. Die Klöße hier sind in der That weit zarter als jener, und das Schwämmchen vermißte ich bald danach...."

Georg Böttticher.

Vorsicht ist die Mutter der Weisheit.

In Pimpelhausen hatte sich bei der letzten Feuersbrunst herausgestellt, daß die beiden Gemeindespritzen vollständig unbrauchbar waren und Eimer sowie sonstige Hilfsgeräthe fehlten oder zu Zwecken benutzt wurden, für die man sie nicht bestimmt hatte. Es wurde deshalb vom Gemeindediener in der üblichen Weise folgende wohllöbliche Verordnung eines hochweisen Magistrats bekannt gegeben: Schtillg'schtande, Maul halten! Een Luder redd, dös bin i. Damit, daß dös nöt widder vorkömmt wie bei'n Thorbäcker, beim verbrannte, ordent hochlöblicher Magischtrat an, daß drei Däge vor jeder Feuersbrunst enne Schbritzenbrowe stattzefinden hat, wo jeder der nöt da is, sich ze melde hat un sein Eimer mitzebringen, von den iewrigens jeder ordliche Berjer een fer's Feier hat und im Falle, was Gott verhieten möge, zwee. Dös laßt Eich gesagt sein, denn acht Däge vor den Feier werd enne Inschpekson stattfinne, von alles, was nicht da is un wo jeder beschdraft wird, der das nöt will! Basta!

Wenigstens etwas.

König Georg der Dritte von Großbritannien und Irland nahm, als er bereits den Thron bestiegen hatte, bei dem bekannten englischen Geigenkünstler Salomon Unterricht. Das Wollen des königlichen Schülers scheint nun besser gewesen zu sein als sein Können. Man kann das aus einer regulären Stanopaute entnehmen, die Salomon bei Gelegenheit dem König hielt: „Die Geigenspieler werden in drei Klassen eingetheilt. Der ersten Klasse sind diejenigen zuzuzählen, welche überhaupt nicht spielen können; der zweiten jene, die schlecht spielen; der dritten sodann diejenigen, welche gut spielen. Majestät haben es glücklich schon bis zur zweiten Klasse gebracht."

„Gesalzen."

Eine Apothekerrechnung, die diesem bösen Namen alle Ehre machte, hat, wie man aus Bern schreibt, kürzlich in einem Graubündner Kurort zu einer Untersuchung geführt, deren Ergebniß jetzt als warnendes Beispiel veröffentlicht wird. Der Fall ist der: Ein Apotheker des Kurortes hatte einer kranken Dame für gelieferten Sauerstoff die Kleinigkeit von 923 Fr. 40 Rappen angerechnet. Auf erhobene Beschwerde hin hat die Regierung des Kantons Graubünden eine fachmännische Untersuchung angeordnet, die den Beweis erbrachte, daß die Rechnung um mehr als 500 Fr. zu hoch war. Sie wurde daher von Amts wegen auf 400 Fr. reduzirt und der Apotheker in eine Buße von 200 Fr. verurtheilt. Es wurde dabei in Betracht gezogen, daß durch ein solches Geschäftsgebahren der Apotheker leicht der gute Ruf des Kurortes wie des ganzen Landes geschädigt werden könnte.

Im Kindergarten.

Hans weint bitterlich. Lehrerin: „Warum meinst Du so, Hans? Was fehlt Dir denn?"

Hans: „Ich habe gestern Nacht geträumt, daß Sie gestorben sind. Ho—oh—oh!"

Lehrerin: „Beruhige Dich doch, Hans! Du siehst ja, daß ich nicht gestorben bin. Es war ja nur ein Traum."

Hans: „Deshalb wein' ich ja! Ho—oh—oh!"

Boshaft.

A.: „Denke, mein Onkel hat sein ganzes Vermögen einer Trinkerheilanstalt vermacht!"

B.: „Hat er also doch an Dich gedacht!"

Merkwürdige Folgerung.

Frau: „Heute gibt es keinen Kaffee, Männchen. Die Milch ist zusammengelaufen."

Mann: „Da hast Du gewiß in der Küche wieder gesungen!"

Allmählich.

A.: „Also unser alter Freund Schneidauf war auf dem Montblanc?"

B.: „I wo — wer hat Dir denn das weisgemacht?"

A.: „Nun, er erzählt's doch selbst!"

B.: „Ach so — vor 14 Tagen, als er von seiner Reise zurückkehrte, sagte er mir nur, daß er bis zum Fuße des Montblanc gekommen sei. Inzwischen hat er sich, wie es scheint, allmählich hinaufgelogen!"

Gute Bücher.

Freund: „Du willst Elly heirathen — die besitzt doch nicht den geringsten Sinn für Literatur!"

Schriftsteller: „So? Sie hat aber ein Kochbuch und ein Sparkassenbuch!"

Die größten Kartoffeln.

„Es ist doch sonderbar, daß auf der ganzen landwirthschaftlichen Ausstellung keine Kartoffel zu sehen ist."

„Na, meinen Sie, daß es angenehm ist, auf seine Kartoffeln hier prämiirt zu werden?"

Schwierige Aufgabe.

Erster Briefträger: „Ich glaube gar, Du bist bezecht?"

Zweiter Briefträger: „Ist auch kein Wu... Wunder,... hab' da einen Bri... Brief an Studenten Süffel „eigenhändig abzugeben" und suche ihn nun schon in der dreizehnten Kneipe!"

Neues Fremdwort.

„Sie haben ja auf Ihrem Landgut einen Hühnerhof, Herr Maier; sagen Sie, rentirt sich denn heutzutage noch die Geflügelzucht?"

„Ja, wissen Sie, das kommt sehr darauf an, ob die Hennen zum Brüten geeignet sind, ich z. B. habe mir gleich eine Hühnerrasse von besonderer Brutalität eingestellt."

Ein guter Kerl.

A. (einen Vorübergehenden für einen Bekannten haltend): „He, Mayer, alter Junge, wir haben uns ja schon ein Menschenalter nicht gesehen — da müssen wir gleich eine Flasche mit einander ausstechen!"

B.: „Sie entschuldigen, ich bin zwar nicht der Mayer — aber auf ein Glas Wein gehe ich schon mit!"

Zarter Wink.

Frau A.: „Ach, wissen Sie, mit den Schwiegersöhnen ist es schon so ein rechtes Malheur. Meiner geht mir nicht von der Seite, und man hat doch auch oft was mit der Tochter unter vier Augen zu reden."

Frau B.: „Nun, über meinen kann ich mich nicht beklagen, der ist sehr feinfühlig, der versteht sofort meine Andeutungen."

Frau A.: „Ach, was Sie sagen, wie geben Sie ihm denn das zu verstehen?"

Frau B.: „O, das ist sehr einfach. Ich nehme ihn beim Kragen und werf' ihn hinaus, dann merkt er sofort, daß ich allein zu sein wünsche — und er geht.

Ein Verschwender.

Kanzlist: „Herr Rath, ich bitte gehorsamst um eine außerordentliche Gratifikation; ich habe dem Doktor gestern 80 Mark und dem Apotheker 30 Mark zahlen müssen."

Rath: „Ja, mein Lieber, was geht das mich an, wenn Sie über Ihre Verhältnisse leben!"

Zur Widerlegung.

Sie: „Ich bin wüthend. Denke Dir, die Frau Kalkulator, diese Schlange, hat der Frau Registrator hinter meinem Rücken gesagt, ich hätte schon keine Zähne mehr!"

Er: „Na, da schick' ihr doch als Gegenbeweis — die Rechnung des Dentisten!"

Denkbar größte Aehnlichkeit.

Studiosus Spund: „Was starrst Du denn den Herrn da drüben immer so an?"

Studiosus Pump: „Wenn ich nicht bestimmt wüßte, daß mein Onkel augenblicklich hundert Meilen von hier weilt, dann würde ich darauf schwören, daß dieser mein Onkel ist. Wirklich zum Anpumpen ähnlich."

Parirt.

Kaufmann (zu einem Reisenden): „Ich bin früher selbst Reisender gewesen, aber ich muß gestehen, mit brennender Cigarre meine Kunden zu besuchen, das habe ich mir nie erlaubt!"

Reisender: „Dann haben Sie jedenfalls mit einer viel feineren Kundschaft gearbeitet als ich!"

Zu spät.

Frau vom Hause (zu ihrem Besuch): „Sehen Sie, dieses herrliche Bäumchen haben wir an dem Tage gepflanzt, als wir uns nach einem Zanke wieder versöhnten!"

Frau Meyer (zu ihrem Gatten): „Schade, daß wir das nicht auch gethan haben! Gott, was könnten wir jetzt haben für'n schönen Park!"